

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 38.

Samstag, 14. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ellen ist nicht begehrt nach fremdem Schmerz. Hätte sie noch Kraft, ihn zu lindern? Müßige Frage. Es verlangt ja niemand nach ihr.

Eine jähe Angst fällt raubtiergleich das Herz der Einsamen an. Obwohl da draußen nur die stetige, laue Westbrise im Tafelwerk ihre schwirrende Weise harst. Nein — ich will leben — muß leben — um mich zu rechtfertigen — im Siege meiner Zukunft der Welt und — denen daheim zu beweisen, daß ich tun mußte, was ich tat, mich nicht vergraben durfte — in der Verewigung eines Irrtums —!!

Aber um leben zu können — muß sie sich fühlen . . . Sie kann's nicht länger ertragen, dies Alleinsein in der üppigen Kabine — unter dem fragenden, klagenden Blick der drei Augenpaare, die aus den beiden silbernen Stehrahmen sie verfolgen, solange sie ihnen nicht entrinnt. Sie muß zu den Menschen — zu den fremden Menschen . . .

Im Korridor des A-Decks trifft sie auf eine Bekannte. Ihre Kabinennachbarin, die pompöse Missis Levisohn. Die kommt ihr entgegen, in heftiger Erregung.

„Ah, guten Morgen, bitte, kommen Sie mit, ich muß Ihnen etwas erzählen, Sie um Rat bitten — mir ist etwas Entsetzliches geschehen . . . Denken Sie nur — ich bin bestohlen worden!“

„Wie ist das möglich?“

„Erinnern Sie sich an den Solitär, den ich gestern Abend trug?“

„Um Gottes willen, gnädige Frau — der ist ja unerschwinglich —“

„Ja, denken Sie nur — der ist fort! Als ich heute Nacht ins Badezimmer ging, hatte ich ihn auf meinem Nachttischchen liegen lassen — statt ihn einzuschließen, was ich sonst immer tue — als ich zurückkomme — ist er weg!“

„Aber das ist ja ausgeschlossen — haben Sie denn alles durchsucht?“

„Können Sie sich doch vorstellen, Teuerste — die ganze Kajüte hab' ich um-und-umgekehrt! Anderthalb Millionen Dollar! Ich bin trostlos!“

„Beruhigen Sie sich doch, liebe Missis Levisohn — er muß sich finden — es ist ja ganz unmöglich, daß jemand in Ihre Kabine — Sie hatten doch natürlich die Fenster verschlossen, die Tür abgeriegelt —“

„Nein!! Denken Sie!! Das ist ja gerade das Entsetzliche! Ich war todmüde vom Tanz und Geplauder, es war ja so entzückend gewesen — ich muß vergessen haben, den Türriegel zuzuschieben — geschweige, daß ich abgeschlossen hätte, sonst tue ich immer beides!“

„Das ist allerdings — sehr, sehr leichtsinnig von Ihnen gewesen — da haben Sie's dem Dieb gar zu bequem gemacht . . . Aber ich kann's ja noch immer nicht glauben — kommen Sie, ich gehe mit Ihnen, wir suchen zusammen noch einmal alles durch —“

„Sie sind die Güte selbst — aber es wird uns nichts helfen —“

Missis Rahel schloß ihre Kabine auf, die Damen durchheulten das Wohnzimmer —

„Entschuldigen Sie, da drinnen sieht's natürlich wüst aus, ich hab' schon alles durcheinandergeworfen —“

Auf dem Bettvorleger lagen in wirrem Knäuel die hauchfeinen Dessous der eleganten Frau. Sie rollte mit hastiger Bitte um Entschuldigung alles zusammen, warf's in einen leinenen Wäschebeutel. Gemeinsam durchsuchten die Damen das ganze Zimmer, rühten alle Möbelschübe vom Plafond, zogen den Bordkoffer unterm Bette vor, leuchteten mit der Tischlampe in die dunkelsten Winkel — alles umsonst.

Missis Rahel begann nernös zu schluchzen. „Das verzeiht Herr Levisohn mir nie — es war ein Geschenk zu unserem zehnten Hochzeitstag — es stammt aus dem russischen Kronschatz, seit dreihundert Jahren haben's alle Zarinne getragen, Herr Levisohn hat's den Agenten der Bolschewiken abgekauft . . . Oh, ich könnte mich prügeln —“

Frau Ellen sprach der Jammernden Trost ein. Man müsse natürlich den Vorfall streng geheim halten, nur den Kapitän ins Vertrauen ziehen, seinen Rat erbitten . . . Vielleicht könne er Nachforschung halten lassen —

„Aber ich bitte Sie! Auf dem Riesenkahn! Fünfhundert Passagiere, sechshundert Mann Besatzung —“

Trotzdem führte selbstverständlich der nächste Weg der beiden Frauen in die dreizimmerige Wohnung des Kapitäns.

Jens Mertens saß in Hemdsärmeln beim Frühstück. Es blieb ihm nicht Zeit, eine Entschuldigung zu stammeln und sein vierbetrettes Jackett anzuziehen. Schon hatte Missis Rahel ihm ihren Jammer ins Gesicht geschluchzt.

Der gute Cappy war fassungslos.

„Ich fahre nun dreißig Jahre zur See, meine Damen, — das ist mir noch nicht vorgekommen . . . daß jemand sich um solch eine Kostbarkeit bestehlen läßt . . .“

„Hundertvierzig Karat!“, jammerte Frau Rahel.

Der Kapitän hatte Mühe, die ganze Tiefe seines Entsetzens zu verbergen. Das war ja viel glaubhafter, als er sich merken lassen durfte. Eine Sekunde schoß ihm die aberwitzige Vermutung durch den Kopf: ob die stattliche, flirtfrohe Dame etwa gar den Dieb — selber in ihre Kemenate . . . Aber nein — für diesen Fall wäre ja einzig und allein der Generalmusikdirektor aus Wien in Betracht gekommen. Der schied selbstverständlich aus.

„Sagen Sie mir ganz offen, liebe Missis Levisohn — haben Sie auf irgend jemanden Verdacht?“

Frau Rahel saß schwer atmend.

„Es ist — eigentlich unrecht von mir —“, brachte sie mühsam heraus, „wenn ich's ausspreche: der einzige Herr in unserm Kreise, dem ich so etwas zutrauen würde —“

„Nur heraus damit!“, ermunterte Mertens. „Wir beide plaudern's nicht aus, nicht wahr, gnädige Frau?“

„— aber es ist natürlich nur ein Vorurteil, ein ganz vages Gefühl — dieser unangenehme Doktor Müller.“

„Haben Sie — irgendeinen Anhaltspunkt?“, fragte Mertens.

„Einen sehr dürftigen —“, zögerte die Bestohlene. „Ich hab' ja öfter bemerkt, daß die Herren nach meinem

Stein schauten — aber das konnte ich mir ja auch —, ein flüchtiges, kokettes Lächeln flirrte um die vollen Lippen, „aus anderen Gründen erklären... Dieser Herr Müller aber — er ist auch sonst sehr indiskret — der konnte sich gar nicht von dem Stein trennen — hatte sogar die Geschmacklosigkeit, sich nach seinem Preis zu erkundigen.“

„Sieht ihm ähnlich“, schmunzelte der Kapitän, „be- weist aber nicht allzuviel.“

„Sagen Sie, Capt'n — wer ist dieser Doktor Müller eigentlich? Wissen Sie irgend etwas über ihn?“

„Meine Damen“, erwiderte Mertens bedächtig, „die Linie ist weder berechtigt noch verpflichtet, ihre Fahrgäste auf Herz und Nieren zu prüfen. Wir lassen uns die Pässe vorlegen und stellen fest, ob das vorgeschriebene Visum vorhanden ist. Für unser Personal stehen wir ein. Im übrigen müssen wir uns damit begnügen, für Ordnung und Stimmung zu sorgen. In jeder Kabine hängt eine Hausordnung, welche die Fahrgäste auf- fordert, ihre Wertgegenstände bei der Verwaltung zur Auf- bewahrung abzugeben. Wer das versäumt, seinen Ka- binenschlüssel stecken läßt — oder gar ins Bad geht, ohne abzuschließen! — der tut's auf eigene Verantwortung.“

„Aber Kapitän!“, verwahrte sich die Amerikanerin, „ich denke ja nicht daran, Ihnen oder der Linie einen Vorwurf zu machen — aber Sie werden mir doch helfen wollen, wieder zu meinem Eigentum —“

„Unser selbstverständliche Pflicht — soweit es in unsern Kräften steht. Den unglücklichen Doktor Müller, der sich so geschmacklos für den Wert Ihrer Pretiosen interessiert hat — ich hätte es verzeihlich ge- funden, wenn er sich für den überaus reizvollen Platz ihrer zeitweiligen Unterbringung interessiert hätte! — den werden wir ein wenig schärfer ins Auge fassen. Geben Sie mal acht — ich habe ein Idee! Ich werde ihn auf heute nachmittag mit Ihnen beiden, meine Damen, zum Tee einladen!“

„Glänzend!“, jubelte Missis Rahel durch ihre Tränen. „Ich werde mich zwar sehr beherrschen müssen —“

„Vor allen Dingen —“, der Kapitän wurde sehr ernst, „bitte ich Sie aufs dringendste: lassen Sie die Geschichte aus diesen vier Wänden nicht heraus — sonst verderben Sie alles, und die Gäste werden ohne Not beunruhigt.“

Als die Damen sich verabschiedet hatten, ließ Jens Mertens sich in einen damastbespannten Sessel fallen und überlegte. Scheußlich, diese Geschichte! Was solche verwöhnten Frauenzimmer alles fertig kriegen! Tja — ich werde nach Klamroth telephonieren... Wenn Dame Rahel allein gekommen wäre — ich wäre sofort mit ihr in die Kabine gegangen, hätte noch einmal mit ihr das Unterste zu oberst gelehrt. Da Frau Ellen das schon besorgt hat, erübrigt sich diese Vorsicht...

Der Obersteward war nicht minder entsetzt als sein Chef.

„Herr Kapitän — was hab' ich neulich gesagt? Die Kake läßt das Mäusen nicht! Ich lasse mich hängen, wenn nicht dieser angebliche Schiweelwein das Karnidel ist...“ Er berichtete die gestrige Unterhaltung. „Und stellen Sie sich vor — heute morgen hat der Bürsche mir ein dickes Paket zur Aufbewahrung in den Safe ge- geben. Der Siegellack war noch warm. Schlimmsten- falls öffnen wir das in seiner eigenen Gegenwart — unter Zu- hörung des Oberzahlmeisters — ich mache jede Wette, da finden wir den Hundertvierzigkärigen — und außerdem die Beute aus dem Berliner Hoteldieb- stahl!“

„Das können wir schlimmstenfalls noch im letzten Augenblick machen“, erwog Mertens. „Eins scheint mir unumgänglich: wir müssen noch eine besondere Warnung für die Fahrgäste anschlagen lassen.“

„Hoffentlich hat unser Safe für all die Pakete Platz, die uns dann über den Hals kommen werden“, brummte der Obersteward.

(Fortsetzung folgt.)

Karneval.

Nun hat Humor allein das Recht,
Die andern Geister schweigen,
Und eine Freiheit tut sich auf,
Die sonst sich nie darf zeigen.

S'ist alles bunt und funterwirt,
Auf Wit und Scherz gerichtet,
Und wer dazu die Ader hat,
Der schüttelt sich und dichtet.

Es lacht das größte Gramgesicht,
Was will es anders machen?
Wer nicht mitlacht, reizt über sich
Die anderen zum Lachen.

Tanz und Musik! Es perlt im Selt,
Und schöne Augen winken,
Deut darf der Schelm vor aller Welt
An Frauenlippen trinken.

Im Tollheitsrausche ringt sich's los,
Schäumt auf zum Überfließen,
Denn ungeschminkt will Daseinslust
Im Karneval genießen.

Anton Osterhaus.

Das verschwundene Kreuz.

Skizze von Susanne Tornwaldt.

Die Sache mit ihrem Kreuz passierte Anett Witten während ihres ersten Jahres in Afrika. Es handelte sich um ein kleines Brillantkreuz, das sie weniger als Schmuck als zur Erinnerung mitgenommen hatte.

Niemand konnte sich erklären, wo es geblieben war, am wenigsten Anett, die nie einem Menschen Böses zutratte. „Du hast es verbummelt, Abdilla“, jagte ihr Mann Ernst ungerührt. Er nannte Anett gern „Abdilla“. Das ist spanisch, heißt Eids- läschen und bezog sich nicht sowohl auf Anetts rostroten Schoß als auf ihr hindernisfreies Temperament. Anett wies den Ver- dacht von sich. Sie habe es gestern noch im Koffer gesehen.

Abtrübselt hinderte das verschwundene Kreuz Ernst Witten nicht daran, wie gewöhnlich nach der Stadt hinüberzufahren, und er rief Anett vom Boot aus, sie möge ihn nicht vor Mittag des nächsten Tages zurück erwarten und inzwischen ihr Detek- tivtalent entfalten. Einer ihrer drei getreuen Mohren werde ja wohl der Attentäter gewesen sein. Anett warf einen Blick zur Stadt hinüber, die ockergelb und orientalistisch mit ihren flachen, terrassenartig gestuften Häusern drüben lag, und ging mit dem Entschluß ins Haus, den drei schwarzen Dienern auf den Zahn zu fassen.

Es war ja überaus peinlich. Bism von ihnen sollte man wohl einen Diebstahl zutrauen? Etwa Hamis, — dieser Perle von einem schwarzen Koch mit seinen ehrlichen Augen und seiner unanfechtbaren Fähigkeit? Oder Phip, dem kleinen Missions- boy, der ein Gesicht hatte wie ein ägyptisches Königskind und von den Missionsvätern als ihr aufmerksamster Schüler gepriesen wurde? Oder gar Salim, dem somischen alten dünnen Ziegen- hirtchen vom Neruberg? Ach, ich will sie nur beobachten, beschloß Anett. Aber an diesem Tage kamen ihr alle drei verändert vor.

Anett hatte Hamis zum „Schauri ja chaculla“ gerufen. Diese Beratung zum Mittagessen bedeutete sonst den Hö- hepunkt in Hamis' Tageslauf. Heute fehlte es an Interesse. Er war mit seinen Gedanken sonstwo. Er stimmte Anetts Vor- schlägen gleich zu, und sie wunderte sich sehr über ihn. Die Affen sind in den Bäumen, Remjab. Soll ich vielleicht Phip rufen? fragte er über die Schulter, während er mit leisen, nackten Sohlen über die Verandaustufen glitt.

Phip erschien sogleich. Er hatte das Amt, die Affen zu scheuchen, und vertrieb sie mit ein paar wohlgezielten Steinen und schied sich an, umgehend wieder zu verschwinden. „Komm doch mal her!“ rief Anett ihm nach. Phips Augen blickten traurig, und sein großer Rogenmund war blaß. „Was ist mit dir, Phip, bist du krank?“ erkundigte sich Anett. Er versicherte, er sei keineswegs krank, giebel verlegen die Ballen seiner schmalen, auffallend hellen Hände gegeneinander, meinte weiter, er müsse dringend Wasser schöpfen, es fehle in der Küche. Dann bemerzte er den Augenblick von Salims Auftreten, um endgültig unsichtbar zu werden.

Das war alles ziemlich verdächtig, und nun tänzelte wahr- haftig ungerufen noch Salim daher, klein und dürr, bekleidet mit einem winzigen, einstmalig schattigen Höschen und einem Holzpflod im linken Ohr. Den andern hatte er verloren, weshalb dieser Lappen nur schlicht über die rechte Schulter ge- klüppelt war. Er berichtete verworrene Dinge von einem Schaitan, einem Teufel, den er deutlich in der Nacht rumoren gehört und der ihm ein Biddlein beherzt habe. Das sei soeben verstorben, und da ihn Salim eine Schuld dabei trafe, so müsse er wohl der

Teufel gewesen sein. Anett wünschte genaueres über den rumorenden Teufel zu erfahren, aber Salim blieb bei seinem: Kweli — er habe ihn gehört! Kweli!

Kweli — wahrhaftig, dachte Anett ärgerlich, ich kann doch nicht hingehen und die paar Habseligkeiten meiner Reger revidieren. Sie verbrachte einen ungemütlichen Tag, sagte früh, sie sei müde, schickte die Reger schlafen und zog ihren Liegestuhl an eines der vergitterten, schiebelosen Fenster. Es war eine helle Nacht. Die Palmenblätter glänzten im Mondschein wie strömendes Silber, der runde, alte Biehrinnen war ein vertrautes Märchen, und in den Maperabäumen freuten die Affen sich ihrer Unge- störtlichkeit, ließen lang die Schwänze hängen und trapten sich be- dächtlich. Anett wurde dann wirklich müde. Sie hörte schläfrig die gewohnten Geräusche, das ferne Dröhnen der Tanztrommeln, Frohschreie, Grillenflirren — war im Begriff einzuduseln — fuhr auf. Die Haustür hatte geknackt. Ein Schatten glitt über den Weg und verschwand unter den Bäumen.

Bahchäftig Phip, dachte Anett betrübt, beugte sich vor und wollte ihn rufen, als die Haustür zum andernmal knackte und Ha- miß schattengleich dem ersten Schatten folgte. Nun saß bloß noch Salim, dachte Anett und mußte in allem Kummer lachen, als wirklich der alte Ziegenbesetzhaber gleich danach in den hellen Mondschein hüpfte und, die Sohle des rechten gegen das Knie des linken Beines gestemmt, die Hand schützend über den Augen, den beiden nachspähte. Anetts ungeduldiges „Jetzt sage mir, Salim, was das bedeuten soll?“ brachte ihn völlig aus dem Gleich- gewicht. Er hüpfte hoch, sank ganz erschüttert in sich zusammen und murmelte tiefsinnige Dinge vom Schaitan. Anett sadelte nicht lange, sondern sauste an ihm vorbei in großen Schritten hinter Hamiß und Phip her. Dort ihrer dicken Kreppsohlenschuhe ließ sich das aenou 'o lautlos vollbringen wie bei den nackten Reger- sohlen.

Der Weg, den die Jago nahm, verband zwei Paimenhaine miteinander und führte über ein Sissalhanfeld. Hart und spitz lagen die Schatten der Agavenblätter über dem mondweißen Weg. Nachte Phip eine Bewegung, als wolle er sich umwenden, so duckten sich Hamiß und Anett in den gegitterten Schatten. Auf diese Art mußte Phip nur von sich, Hamiß von sich und Phip, und Anett von sich, Hamiß und Phip. Es war eine aufregende Geschichte. Beschwerlich wurde sie erst, als Numero Eins und Zwei in den Palmenhain tauchten. Vom Ozean her war Wind auf- gekommen und wehte mit den Palmentronen, die irdlichern über dem Grasboden sich wiegten. Der Weg hörte auf oder viel- mehr verzweigte sich zu schmalen, unregelmäßigen Pfaden, die auf einzelne Regerhütten zu führten. Anett stieß in diese flexible Nacht- und Dunkelheit vor und stand ratlos. Wo waren die beiden schwarzen Brüder hingekommen?

Da rührte etwas leise an ihre Schenkel. Sie fuhr herum. Hamiß stand da, legte den Daumen an den Mund und wies mit vorgegebener Kinn irgendwo hin. „Hulo —“ flüster- te er, ohne seiner Verwunderung über die mitternächtliche Be- gegnung mit seiner Herrin Ausdruck zu geben (das hätte einem gebildeten schwarzen Koch und Musikmann nicht anheim). „hulo —“ kam und sieh, Phip hat dein Kreuz.“

Anett kam und sah. Das heißt: Sie zeigte Hamiß nach emer Regerhütte, deren Tür offen stand, und erblidete vorerst nichts als zwei magere Ziegen und ein Festschwanzschaf, die sich ver- stört aneinander drängten. Danach schob Hamiß sie ein wenig vor — und siehe, es blühte etwas in dem Streifen Mondlicht, der über den Seimboden fiel. Anetts Kreuz blühte, und zwar unter folgenden Umständen: Da stand Phip vorgebeugt neben dem Mattenlager einer Regerin, die erschüttert krank war. Jeder der fieberigen Atemzüge ließ das Kreuz blühen, das auf ihrer nackten, mageren Brust lag. Phip stand regungslos.

Anett und Hamiß warteten der Dinge, die kommen würden. Es kam aber nichts. Es blieb dabei, und darum rief Anett Phip schließlich bei Namen. Ach du lieber Himmel! Phip war so erschrocken, daß er in einem hingebenden Kotau vor Anetts schönen, dicksohligen Sportschuhen landete und unklare Dinge von „Wieder- bringen, Mamma und Gesundmachen“ sammelte. Nach und nach und mit Hamiß' Hilfe enträtselte Anett die Zusammenhänge zwischen Phip, dem Kreuz und Phips Mutter Mlate die dort auf der Matte lag und Fieberträume hatte.

Phips, des gelehrigen Missionschülers, mtes und lind- liches Regerhirn hatte die Lehre vom rettenden Kreuz ange- sichts seiner kranken „Mamma“ und des zufällig erkrankten Kreuzes seiner Wemshib dahin ausgelegt, daß es ganz einfach sei, die Alte zu heilen. Da man aber nicht wissen konnte, ob die Wemshib ihr Kreuz herausrüden würde — wußte man je, was die Ba- sungus, diese merkwürdigen Europäer, bei allen ihren Sachen dachten — so hatte er es „geliehen“, seiner Mamma auf die kranke Brust gelegt und darauf gewartet daß sie ein bißchen eilig gesund werde. —

Das Tempo der Genesung entsprach nicht ganz Phips Er- wartungen. Inmitten wurde die Bibi Mlate gesund, denn Anett nahm sich ihrer Lungenentzündung an, und Anett Wüten ver- stand zu pflegen. Ganz im stillen schob Phip diese Heilung eigen- lich doch auf das Kreuz, und wenn man der Sache nachgeht, hatte nicht unrecht

Cache Bajano.

Heitere Künstlergeschichten von Karl v. Bondy.

Sie haben es nötiger, Herr Paderewski!

Ein kleiner Bengel erbot sich dem polnischen Klaviervirtuosen und Staatsoberhaupt a. D. auf den Straßen von Vorkon seine Schuhe zu säubern. Der Künstler sah, daß der Junge unheimlich schmutzig war, und meinte: „Schuhputzen habe ich nicht nötig, mein Kleiner. Wenn Du aber Dein Gesicht säuberst, schenke ich Dir einen Vierteldollar.“ — „Gern“, erwiderte der kleine Pansee, erfreut, auf so bequeme Weise fünfundsiebenzig Cents verdienen zu können. Er verschwand und kehrte nach wenigen Minuten blühend wieder. Paderewski musterte das Opfer seines Reinheitsfinns vom Kopf bis zum Fuß, war mit dem Groß- reinemachen zufrieden und reichte dem Jungen das versprochene Geldstück. Nun besah sich auch der Dreifährige den fremden Wohl- täter näher. Sein Blick blieb an der list-ähnlichen Künstlermähne des Musikers haften, und er reichte ihm grinsend das Geld wieder: „Lassen Sie nur, Sir, Sie können den Betrag auch ganz gut ge- brauchen. Sehen Sie doch einmal in den nächsten Friseurladen und lassen Sie sich die Haare schneiden!“

Der „verschiedene“ Geschmack.

In der guten alten Zeit, als sich Richard Wagners Musik- dramen in Paris noch nicht durchgesetzt hatten, nahm ein berühmter Ohrenspezialist seinen hoffnungslos tauben Patienten zu der Aufführung der Walküre mit, um Beobachtungen anzustellen, welche Wirkung wohl die bekanntlich recht laute Musik auf einen Nicht Hörer machen würde. Nach dem dröhnenden Vorspiel ge- schah nichts, nach dem ersten Akt erklärte der Schwerhörige, ein fernes Murren vernommen zu haben, und nach dem zweiten Akt schrie er begeistert auf: „Ein Wunder, Herr Doktor! Ich bin geheilt, ich höre tadellos.“ — Resigniert wendte ihm der Mediziner ab: „Was geht das mich an, mein Lieber? Ich bin leider — taub geworden.“

Wedelind und sein Gläubiger.

Frant Wedelind kämpfte lange Zeit hindurch mit erheb- lichen finanziellen Schwierigkeiten und blieb auch später als hochgekommener und gutverdienender Schriftsteller ein unver- besserlicher Bohemien, der alles besser verstand, als mit dem Gelde umzugehen. Er konnte noch so viel verdienen, die Summe der Ausgaben blieb stet. höher als der Einnahmeertrag. Da war es weiter kein Wunder, daß ein Gläubiger dem armen Wedelind mehr als einmal das Leben schwer machten. Eines Tages rühte ihm einer vor: „Berechnungswürdiger Herr Wedelind, ich möchte wenigstens wissen, wann Sie Ihre Schuld bezahlen werden. Um ruhig schlafen zu können.“ — „Glauben Sie mir, mein Lieber“, beruhigte ihn der Schriftsteller wohlwollend. „Sie schlafen weit ruhiger, wenn ich es Ihnen nicht so genau sage.“

Die Beförderung.

Eine hübsche aber nicht sehr begabte kleine Schauspielerin spielte jahrein jahraus nur ganz kleine Episodenrollen, meist die der Josen, die weiter nichts zu sagen hatten als zum Bei- spiel: „Gnädige Frau, soeben kam ein Brief an!“ Nach fünf- jähriger Tätigkeit als kleine Komparim erwartete ihr künstlerischer Ehrgeiz, und sie bat ihren Direktor, er möge ihr doch gelegent- lich auch größere Rollen anvertrauen. „Gern, mein Kind“, er- widerte der leutselige Herr, „ich bin sehr mit Ihnen zufrieden und will Sie gern befördern. In Zukunft werden Sie mehr sagen können als bisher.“ Beglückt wartete die Kleine auf die nächste „größere Rolle“. Und siehe da, der Direktor hielt sein Wort. Die Rolle lautete folgendermaßen: „Gnädige Frau, soeben kam ein eingeschriebener Eilbrief an!“

Wo de Bleiße bläddschert ...

Wo de Bleiße bläddschert dorchs Gelände
Un dr Gnoblauch duftet ohne Ende,
Dort bei Leibsch in dn sumischen Au'n,
Schbullen nächtlisch lach'sche Wasserfrau.

Wo de wilden Schtrudel gorkelnd wärbeln,
Sieht bei Mondschein mer de Rixen schärbeln,
Manche wedeln mit ä lilan Schleier,
Dah mer lchbiert: Hier lles nich geheier!

Reilich hamme ärcht ä Mann verhext,
Där singt egal nu dän Rixendert
Bon dn Wasserfrau ihrn sieben Freiden ...
(Seine Alte läßt sich dähalsb scheiden).

Darum, wanner wollt, daß eire Ehe
Bis zur goldchen Hochzeit hibsch beschleie
Un daß niemals eier Glid zerreiße,
Dann geht ianich nächtlisch an de Bleiße.

Lene Boiat.

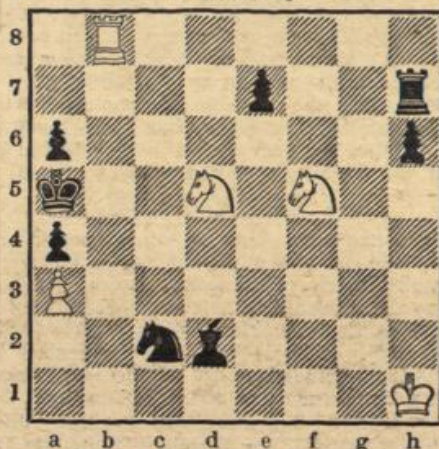


Schach



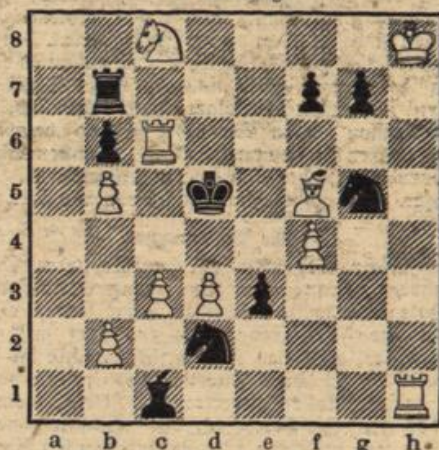
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 14. K. Kettel. Weglenkung.



Weiß: Kh1, Tb8, Sd5, f5, Ba3.
Schwarz: Ka5, Th7, Ld2, Sc2, Ba4, a6, e7, h6.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 15. W. Karsch. Fesselung.



Weiß: Kh8, Tc6, h1, Lf5, Sc8, Bb2, b5, c3, d3, f4.
Schwarz: Kd5, Tb7, Lc1, Sd2, g5, Bb6, e3, f7, g7.
Matt in 3 Zügen

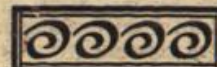
König Philipp II. von Spanien war ein äußerst leidenschaftlicher Schachspieler, der sich rühmte in einem Zeitraum von zehn Jahren nicht eine einzige Partie verloren zu haben. Doch war diese Meisterschaft Philipps nur die Folge der Schlaueit seines Ministers, des Grafen d'Espinola, seines ständigen Partners im Spiel, der nur scheinbar allen Scharfsinn aufwandte, um den König matt zu setzen, im Grunde aber absichtlich so spielte, daß sein Herr zuletzt Sieger blieb. „Wisset Ihr, weshalb mir das Schachspiel das Liebste aller Spiele ist?“ frug Philipp eines Abends d'Espinola. Der Gefragte verharrte in ehrfurchtsvollem Schweigen, bis der König fortfuhr: „Weil hier nicht die Laune des Glücks, sondern nur die Ueberlegenheit des Verstandes zum Siege verhilft.“ Man spielte darauf in gewohnter Weise, der König aber so überaus schlecht, daß dem Minister nichts übrig blieb, als diesmal seinen Partner matt zu setzen. Als sich nun der König erhob und in übelster Laune das Zimmer verließ, sagte der Minister zu dem eben eintretenden Kardinal Granvella: „Soeben habe ich eine Schachpartie gewonnen und eine Ministerstelle

verloren.“ Er hatte recht, denn schon am nächsten Tage erhielt er seine Entlassung.

Aufschluß über die Gepflogenheiten, die unter den Schachspielern herrschten, gibt uns die zeitgenössische Literatur. Selbst dem Laien sind aus gelegentlichen Veröffentlichungen von alten Problemstellungen zwei Werke bekannt, deren Verfasser wir nicht kennen, die wir daher nur unter ihrem Pseudonym als „Bonus Socius“ und „Civis Bononiae“ bezeichnen. Civis Bononiae ist ein Bologneser Bürger. Bonus Socius will der gute Kamerad des Schachspielers sein. Bonus Socius ist vermutlich im 13. Jahrhundert entstanden, er zeigt uns Stellungen, die von den bekannten arabischen Masuben recht erheblich abweichen, aber immerhin noch den Ideekern erkennen lassen, aber er bringt auch Originalprobleme. Civis Bononiae ist eine Art verbesserte Auflage des Bonus Socius; der Codex bringt außer den 194 Problemen des Genannten noch 94 eigene, diese aber anscheinend nach einer uns unbekannten arabischen Quelle.

Partie Nr. 7. Gespielt im Rückwettkampf Wiesbaden-Höchst am 25. Januar 1931. Weiß: Krawitter, Schwarz: Dr. Wolff.

1. d4—b6, 2. c4—Lb7, 3. Sc3—f5, 4. e3—Sf6, 5. Sf3—e6, 6. Le2—Lb4, 7. a3—Lxc3, 8. bxc3—Se4, 9. Lb2—0-0, 10. 0-0—d6, 11. Sd2—Sd7, 12. Sxc4—fxc4, 13. f3—Dg5, 14. f4—Dh6, 15. Lg4—Tae8, 16. d5—Sc5, 17. Le6+—Txe6, 18. dxc6—Dxc6, 19. a4—Dxc4, 20. Dd4—De2, 21. Tf2—Dg4, 22. h3—Dg3, 23. Dc4+—Tf7, 24. Lc1—Sd3, 25. Te2—d5, 26. Da2—a5, 27. Ld2—Dh4, 28. Le1—Df6, 29. Dd2—c5, 30. g4—d4, 31. g5—Df5, 32. Th2—Se5!, 33. Df2—Sf3+, 34. Kh1—dxc3, 35. Dxc3—Td7, 36. a2—Td3, 37. Dc1—e3, 38. Tg2—Dd7, 39. Te2—Sxe1+, 40. Kgl—Sf3+, 41. Kg2—Sxg5+, 42. Kg3—Se4+, 43. Kh4—De7+, 44. Kg4—De6+, 45. f5—h5+, 46. Kf4—Dd6+, 47. Kf3—Sd2+.



Rätsel



Besuchskarten-Rösselsprung.

N	S	E	N	E	=
N	E	E	E	A	B
C	B	C	V	R	I
H	O	H	R	A	M

Die Lösung des vorstehenden Rössels ergibt den Namen einer bekannten Schriftstellerin, welche vor rund 100 Jahren geboren ist.

Denksport-Aufgabe



Dieses Bild birgt eine Inschrift. Welche?

Am Schaufenster.

Kind: „O, Papa, sieh' dies Pferdchen hier, Ach schenk' mir doch 'ne 1, 2, 3, 4!“
Vater: „Für 'ne 1, 2, 3, 4 ein Räderpferd? Das ist der ganze 4, 3, 2, 1 nicht wert; Wir werden zum 4, 3, 2, 1, 1, 2, 3, 4, 5 laufen, Da kannst du dir 'was Andres kaufen.“

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 32.

Bilder-Rätsel: Eigner Herd, Goldes wert. — Silben-Rätsel: Wiking, Ebene, Romanow, Weberei, Arabien, Gudrun, Trabant. Wer wagt gewinnt.

Richtige Lösungen sandten ein: Gisela Becker, Gertrude Beuteführ, Hermann Bol, Frau Liesel Dormann, Rosy Grumbacher, Martel König, Frau Mia Krackenberger, Adolf Lampe, Erna Leisner, Karl Mercator, Else Münch, Hedwig Petri, Käthe Sonntag, Gretel Trost, sämtlich aus Wiesbaden; Anton Krahn aus Dotzheim; Heinrich Operé aus Rambach.